

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

III. Das Lechthal. 1842

III.

Das Lechthal.

1842.

Wir wandern jetzt den Lechrain hinauf über Steingaden, das welfische Münster, und sehen zur Rechten die Stadt Füßen liegen, gekrönt von einer ehemaligen Veste der Bischöfe von Augsburg. Zur Linken steht auf waldiger Felsenecke die Burg von Hohenschwangau, wie ein goldner Pokal auf grünsamtnem Credenztische. Der Pilger eilt sehnsüchtig in das Schloß so voll von Wundern, wo die deutschen Sagen farbig von allen Wänden leuchten. Davor fluthet der liebliche Schwanssee, wo die poetischen Vögel hochfärtig auf und abrudern, und drinnen in dem düsterschönen Winkel des Gebirges glänzt der blaue Alpsee. Weiter oben im Hochwald fällt die Pöllat von rothem Felsenkamme in ihre Zauberschale, und nahe dabei ragen die Ruinen von alt Schwangau aus dem Fichtendunkel, weithin sehend über die Ebene und auf ferne längst gebrochene Burgen. Wenn wir alles dieß betrachtet, ziehen wir nach Füßen, dem schmucken Städtchen, das mit Mauern und Thürmen eingefangen am Lechstrom liegt, eigentlich noch im Flachlande — aber gleich dahinter erheben sich in ansehnlicher Mächtigkeit die rhätischen Alpen.

Wenige hundert Schritte oberhalb Füßen führt die Straße am Lechfall vorbei. Der junge Strom aus Tirol kommt voller Eile ganz blau daher und stürzt sich lilienweiß in den tiefen Kessel. Drunten treibt er sich hellgrün herum, und fluthet in langsamen Wirbeln wieder fort. Die Einfassung bilden zu beiden Seiten steile Felsenschöpfe. Auf dem diesseitigen steht ein eisernes Kreuz zur Erinnerung, daß hier einst St. Magnus über den tosenden Sturz gesetzt, um sich vor heidnischen Verfolgern zu retten. Denselben Sprung soll etliche Jahrhunderte früher Julius Cäsar zu Pferde gewagt haben.

Bald darauf steht man an der Gränze von Bayern und Tirol, die das weiße Haus, oder die österreichische Zollstätte bewacht. Eine Palisadenwehr zieht von der nahen Bergwand quer herunter zum Lech und schließt das Thal ab.

Wenn man aus diesem Gehöfte tritt, fängt es schon etwas zu älpeln an. Der Lech, ungemein frisch und munter, schlingt seine blauen Arme um die zahlreichen Sandbänke, mit denen sein Bett eingelegt ist. Anfangs füllen Straße, schmaler Main und Fluß das Thal aus, von welchem waldige Halden schroff in die Höhe steigen — allmählig aber öffnet sich ein erquickender Einblick in das innere Gelände, das uns in heiterer Bergpracht willkommen heißt. Die Kirche von Bils erhebt sich aus dem Tannengebüsche und verräth den Ort, wo das kleinste Städtchen Tirols mit kaum sechshundert Einwohnern sich geschämig verbirgt. Weite Wiesbreiten füllen den Thalgrund, heimliche gebirglerische Wohnhäuser stehen am Wege, von den Halden tönen Herdenglocken und von den Berghöhen locken grüne Alpentweiden. Die blau und weißen, die gelb und schwarzen Gränzpfähle, an denen wir vorübergegangen, scheiden auch in manchen Stücken Sitte, Tracht und Sprache um so mehr, weil sie auch Gebirg und Ebene scheiden. Treten wir zu

Binswang ins Wirthshaus, so ist zu vernehmen, daß wir zu Füßen das letzte Bier getrunken, wenigstens das letzte gute, und uns fürderhin sicherer an den Wein halten werden. Auch ihrem Brode wissen die Binswanger schon andre Formen zu geben als die Fükner. Die Tracht zeigt sich zumal verändert an den Häuptern des Frauengeschlechts. Jetzt tritt nämlich der tirolische Gebrauch ein, die Haare zu scheiteln, rückwärts in zwei Zöpfe zu flechten und die Zöpfe als zierlichen Rahmen des Antlitzes über dem Vorderhaupte aufzustellen. Diese Weise läßt sehr schön, wenn ein schöner Mädchenkopf mit schönen Flechten gesegnet ist. Auch die Sprache wird bald rauher, zumal in den Rehlauten. Schönes Wetter und schöne Mädchen und alles was schön ist, heißt von jetzt an „fein.“ Fein und unfein sind Lieblingswörter der Tiroler.

Neute ist ein großer ansehnlicher Flecken, reichlich versehen mit stadtmäßigen Häusern. Er scheint ziemlich spät entstanden zu sein, denn die erste urkundliche Erwähnung fällt ins Jahr 1441. Seit Hohenschwangau wieder ein Wallfahrtsort geworden, ist auch Neute während der schönen Jahreszeit mit Fremden angefüllt. Die große Tour aller Hochzeitreisenden aus Schwaben geht seit mehreren Jahren über München nach Salzburg und von da über Innsbruck nach Hohenschwangau. Dabei fährt man ungern am Posthause in Neute vorüber, wo es, wie weit und breit bekannt, einen hochgeschätzten Wein und überlegene Forellen gibt. Auch solche, die im Flachlande draußen alt geworden und auf ihrem Lebensgange wenigstens einmal einen Blick ins Hochland zu thun wünschen, sammeln sich gern in diesem Flecken, dessen vorgeschobene Lage den Besuch so bequem macht. Ueberdieß lockt die Freundlichkeit des Ortes selbst, die Trefflichkeit der Verpflegung und die Schönheit der Gegend, die in den Niederungen so mild, in der Höhe

so groß erscheint. Auch ist am ganzen Saum des Gebirges wohl schwerlich ein Ort zu treffen, von welchem aus schönere und bedeutsamere Lustfahrten anzustellen wären. Den Lech hinab zieht Füßen und Hohenschwangau; links im kleinen Seitenthal winkt das schon genannte Wils mit dem sehenswerthen Thurm von Wilsack, welchen schauerliche Sagen umflüstern, und mit der stolzen Ruine Falkenstein, die auf hohem Felsengrate weit hinaus ins Flachland sieht. Dicht bei Reute liegt das viel ältere Breitenwang, in dessen Kirche noch jetzt der Marktflecken eingepfarrt ist. Dieß ist das Dorf, wo im Jahre 1137 auf der Heimfahrt aus Wälschland Kaiser Lothar der Sachse starb. Noch wird das Häuschen gezeigt, in dem der hohe Herr seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Jetzt ist es wieder neu gebaut, doch hat man von der alten Hütte wenigstens etliche Balkentrümmer aufbewahrt, welche die Karitätenliebhaber wohl bald als Splinter in die weite Welt verführt haben werden. Immerhin geht kein Wanderer vorbei, ohne in die Räume zu treten, wo am dritten Christmond jenes Jahres die Kaiserin Richenza, Herzog Heinrich der Stolze von Bayern, die Herzoge von Franken und Kärnten, Erzbischof Konrad von Magdeburg und der Bischof von Regensburg sammt andern Fürsten, Herren und Aebten den sterbenden Kaiser umstanden. Auf dem Schlosse zu Hohenschwangau ist die Begebenheit in einem schönen Gemälde vergegenwärtigt.

Von Breitenwang ist eine Viertelstunde zu den schönen Fällen des Stuibnbaches, der aus dem Plansee kommt, der Plansee selbst aber ist ein Bild voll reizender Berg-einsamkeit. Dort findet sich am linken Gestade eine Quelle, die das Kaiserbrünnlein heißt, weil sich Ludwig der Bayer öfter daran gelabt haben soll, als er von seiner Stiftung zu Ettal aus in diesen Gegenden zu jagen ging. Auch Kaiser Max lag dort sehr oft dem edlen Waidwerk ob.

Ferner führt gegen Süden eine Heerstraße ins obere Innthal, zuerst zur alten Bergveste Ehrenberg, welche jetzt zerstört ist. Der Schloßhauptmann, der in der Veste saß, war in früheren Zeiten der Landvogt über das ganze Lechthal und wurde dieses auch bis in unser Jahrhundert herein die Herrschaft Ehrenberg genannt. Dieses Gebiet brachte übrigens Meinhard II. an die Grafschaft Tirol, als er 1259 zu München Elisabeth, Konradins Mutter, heirathete, welche es von ihrem ersten Gemahl, Konrad IV. von Hohenstaufen, als Wiederlage erhalten hatte. Es ging später als Pfandschaft durch verschiedene Hände, bis es 1523 der Landesfürst, Erzherzog Ferdinand, seinem Günstling Don Gabriel Salamanca als Heirathsgut seiner Braut, der Gräfin Elisabeth von Eberstein, verlieh. Aber der habgüchtige, bodenlos verhaßte Spanier mußte sich schon im unruhigen Jahre 1525 vor der Volkswuth aus dem Lande flüchten und so fiel die Herrschaft wieder dem Landesfürsten zu.

In den folgenden Zeiten wird die Veste Ehrenberg sehr oft genannt und deswegen hat in unsern Tagen Pater Justinian Ladurner auch ihre Geschichte geschrieben. Sebastian Schertlin von Burtenbach, der Bundeshauptmann der Schmalkaldner, nahm sie 1546 zwar im ersten Anlauf, allein da er schon Tags darauf mit seinem Kriegsvolk nach Ulm hinunter gerufen wurde, so ging die leichte Eroberung auch bald wieder verloren. Als Moriz von Sachsen sechs Jahre später seine bekannte Razzia über Füßen nach Innsbruck unternahm, um Karl V. abzufangen, zog er an dem Schlosse vorüber, ohne ihm ein Leid zu thun. Als er in Innsbruck erfahren, daß ihm der Kaiser bereits über den Brenner entwischt, fuhr er auf dem Inn nach Passau, seine Landsknechte aber schickte er unter Führung des Herzogs von Mecklenburg und des Landgrafen von Hessen wieder

über den Fern zurück, wobei dieselben nach damaliger Weise alles mit Mord und Brand verwüsteten und ein entsetzliches Elend hinter sich ließen. — Im dreißigjährigen Krieg 1632 kam Herzog Bernhard von Weimar heran, besetzte das nahe Neute und beschoß die Feste; allein die Besatzung, durch die Anwesenheit des Landesherrn, Erzherzogs Leopold, angefeuert, wehrte sich muthig und zwang den Feind wieder abzuziehen. — Als Kurfürst Max Emanuel 1703 seinen Feldzug nach Tirol unternommen und die Landeshauptstadt glücklich erreicht hatte, sandte er auch einen Heerhaufen über den Fern heraus, um Ehrenberg zu nehmen. Dieß gelang auch, obwohl erst nach scharfer Beschießung. Nachdem aber der Kurfürst das Land wieder geräumt hatte, war auch Ehrenberg nicht mehr lange zu halten. Der bayerische Commandant, Freiherr von Haydon, wurde, weil er die Festung zu frühe übergeben habe, bald darauf zu Mittenwald enthauptet.

Im Jahre 1717 lagerte sich ein schweres Geheimniß in die Burg, welches bis heute noch nicht enträthselt ist. Damals nämlich wurden mehrere vornehme Personen als Gefangene dort eingebracht und die Festung sofort mit solcher Strenge bewacht, daß niemand mehr hinein und niemand mehr hinaus gelassen wurde. Dieser Zustand dauerte einige Monate, aber Name und Stand der Gefangenen ist nie offenbar geworden. Später wollte man erfahren haben, einer derselben sei der Sohn des Czaren Peter I. von Rußland gewesen.

Bald darauf ging man daran, die Stärke der Festung bedeutend zu erhöhen, ließ große Bauten ausführen und verwendete nach des Volkes Sage drei Millionen Gulden hinein. In dieser erneuerten Herrlichkeit war sie einige Jahrzehente gestanden, als Kaiser Josef II., der in Tirol alle diese kleinen Klausen und Gränzvesten aufhob, den

ganzen Bau verkaufen ließ. Für das Schloß wurden 1783 siebenzehnhundert Gulden erlöst und dasselbe sofort bis auf die nackten Mauern niedergerissen. Jetzt mahnen nur noch die schweigsamen Trümmer an die lauten Tage, die einst hier vorübergegangen.

Durch die Ehrenberger Klausen geht die Straße in das Alpenthal von Leermoos, aus dem sich die riesige Wand des Wettersteins erhebt, und zuletzt über den prächtigen Fernpaß mit seinen düstern Seen und dem malerischen Gemäuer von Sigmundsburg, das jetzt so geisterhaft auf seinem einsamen Felseneiland trauert. Der Fern ist hier die alte Landmark zwischen den Leuten in motanis, die mit der Zeit sich nach dem Schloß im Eislande Tiroler nannten, und den Bewohnern des Lechthales. Noch heutzutage sagen die Ehrenberger, wenn sie über den Fern reisen: wir gehen ins Tirol, und ebenso haben die Innthaler, wenigstens in früheren Zeiten, von der Gegend um Neute immer so gesprochen, als läge sie in Schwaben. Gleichwohl ist der Fernpaß keine strenge Stammesscheide, denn auch die Oberinntaler in den Gerichten Telfs, Silz und Imst und die weiter oben um Landeck, im Stanzerthale und gegen Mals hinauf scheinen vollbürtige Schwaben zu sein, die muthmaßlich gerade über den Fern hinüber ihren Weg in jene Gegenden gefunden haben.

Eine andere Hochlandsfahrt läßt sich von Neute aus unternehmen ins Tannheimer Thal. Es ist dieß eine idyllische, etwa vier Stunden lange Landschaft, voll schöner Wiesen und anmuthiger Dörfchen, auch mit einem kleinen See geziert. Die Landstraße zieht mitten durch, muß aber, um in diese Höhe zu gelangen, bei der Nacht lang und mühselig emporklettern und steigt dann, wenn das Thal zu Ende ist, gegen den bayerischen Flecken Sonthofen zu wieder eben so tief hinab. Das Tannheimer Thal gilt in

der Gegend als eine landschaftliche Liebenswürdigkeit, zu deren Besuch der Einheimische den fremden Reisenden unablässig aufzufordern pflegt. Zumal wird dann auch der Bergweg über die Schauer Alpen mit in Vorschlag gebracht, wo der rüstige Wanderer bei gutem Wetter herrliche Augenfreuden und nebenbei auch manche kleine Unterhaltung in den Sennhütten erleben kann. Bequemer ist es allerdings durch den wilden, ehemals besetzten Paß der Gacht hinaufzusteigen, durch denselben, den ich einmal mit etlichen Herren von Reute hinaufstieg, um ins Nesselwängle zu einer Hochzeit zu gehen. Diese wurde übrigens gefeiert zwischen einem braven Handelsmann, der lange in einem angesehenen Hause des Bregenzerwaldes gearbeitet hatte, und einer vermöglichen Tochter des Dorfes, die viel Anstand und Bildung zeigte. An Gästen fehlte es nicht — waren doch solche aus dem Bregenzerwald herbeigekommen und Geistlichkeit wie Beamtschaft des Bezirks reichlich vertreten. Der Luxus des Tafelzeugs, die leckern Speisen und die feurigen Weine erlaubten nicht daran zu denken, daß man in einem Thal bei armen Hirten weile, während der fröhliche Tanz nach dem Mahle kaum vermuthen ließ, daß man schon in jenem Tirol sei, wo, wie bekannt, jetzt sogar bei den Hochzeiten jede solche Kurzweil abgestellt ist.

Ghe wir von Reute hinauf ins Lechthal wandern, wollen wir den Reutenern noch das Lob nachrufen, daß sie, an eine der Pforten ihres Vaterlandes gestellt, alles aufbieten, um dem Wanderer beim Eintritt ein einnehmendes Bild von dem freundlichen Wesen der Tiroler beizubringen. Hier weiß man nichts von der deutschen Vornehmigkeit, die immer eines zweiten Menschen bedarf, um mit einem dritten bekannt zu werden. Den Gebrauch sich vorstellen zu lassen, nehmen die Tiroler erst allmählig

in den besuchtern Orten an. Durchschnittlich fährt man am besten, jeden Unbekannten wie einen alten Freund zu behandeln. Es ist nirgends leichter Bekanntschaften zu machen als in diesen Gebirgen. Allerdings ist das wohlwollende Entgegenkommen von Seite der Eingebornen zum Theil auch der Neugierde zuzuschreiben, welche die gebildeten Stände ebenso kizelt wie den Bauer. Die ersten Fragen gehen daher gewöhnlich über die Richtung der Reise, die damit verbundenen Zwecke, worauf dann die Untersuchungen der Person des Fremden immer näher rücken, die Fragen immer verfänglicher werden, bis er zuletzt zum Geständniß getrieben seinen Namen und seinen Stand, allenfalls auch den seiner Eltern und Geschwister und nächsten Blutsverwandten einbekennt. Wer sich in längerer Erfahrung überzeugt hat, daß alle Ausflüchte nichts helfen, wird einsehen, daß es viel besser ist, bei der ersten scharfen Frage gleich offen und redlich herauszugehen und sich mit den freundlichen Forschern ungefähr in ähnlicher Weise abzufinden, wie weiland Franklin mit seinen Landsleuten. Da das Land von Jahr zu Jahr mehr bereist wird und die Einheimischen sich den Fremden, wenn sie es werth sind, gerne verbindlich zeigen, so ist das Streben, über deren Persönlichkeit ins Reine zu kommen, gewiß sehr erklärlich, und es soll daher hier nur erwähnt, nicht getadelt werden. Bei den Landleuten ist's freilich in der Regel nur ein naiver Vorwitz ohne alle Hintergedanken. In Borarlberg läuft der Bauer, wenn er mitten im Acker arbeitet, an den Saum heraus um zu fragen: wo kommen die Herren her? und kehrt dann, wenn er's erfahren, wieder neu gestärkt zu seiner Pflicht zurück. Der bajubarische Nordtiroler, zumal der Innthaler, ist weniger untersucherisch, und gleicht darin dem bayerischen Bauern, der in seiner tiefen Gemüthsruhe durch solche Neugier sich auch nur

selten aufregen läßt. Der deutsche Südtiroler dagegen steht in diesem Stücke dem Borarlberger am nächsten. Es dürfte schwer sein, eine Unterredung mit ihm abzuschließen, ohne daß er nach eingeholtem Verlaub die Frage gestellt: wo bleiben Sie zu Haus? oder schlechtweg: wo bleiben Sie? das heißt: wo sind Sie sesshaft? wo ist Ihre Heimath?

Nun also ins Lechthal. Nach den natürlichen Grenzen möchte man diesen Namen wohl auf all das Thalgelände legen, welches der Lech von seinem Ursprunge bis zum Sturz bei Füssen, wo er ins Flachland tritt, bespült, allein der landesübliche Sprachgebrauch läßt das Lechthal nur vom Tannberg bis Weißenbach reichen, also erst auf tirolischem Boden anfangen und zwei Stunden ober Reute aufhören. Wenn man aber von den reichen Lechthalern spricht, meint man gar nur die Einwohner der zwei innern Dörfer Elbigenalp und Holzgau.

Die Gegend bis Weißenbach nimmt noch Theil an den Reizen der Landschaft von Reute. Nachher wird das Thal öde und einförmig. Der Strom rinnt zwischen hohen Bergreihen daher durch niederes Fichtengebüsch und unfruchtbares Haideland. Zwei ärmliche Dörschen stehen in weiten Zwischenräumen am Wege. Erst bei Elmen, drei starke Stunden ober Weißenbach, wird die Thalebene offener, weiter und schöner. Von Stanzach nach Elmen gehend, sieht man rechts in ein Thal hinein, das der gemßenreiche Hochvogel schließt, 8100 Wiener Fuß über das Meer emporsteigend, die höchste Spitze in den allgäuischen Bergen. Von den Stanzachern ist zu erwähnen, daß sie ganz und gar das städtische Sommerfrischwesen angenommen haben und während der heißen Jahreszeit auf die Alpe Fallerschein im Namleser Thale ziehen, wo ihnen in lieblicher Kühle des Hochgebirges zur bequemen Aufnahme achtundvierzig Sennhütten bereitet sind. Nur einige Wächter bleiben dann unten

im Dorfe zurück und etliche mit zu vielen Kindern gesegnete Weiber.

Bald ober Elmen, nämlich bei Heselgehr, beginnt die Häuserpracht des Lechthals. Hier oben also in der Alpenhöhe liegen auf beiden Ufern des schnellen Baches Elbigentalp und Holzgau, Dörfer, von denen bis jetzt die wenigsten Touristen erzählt haben — Dörfer oder besser Städte, wo unbemerkt von der Welt, durch seltene Betriebsamkeit und seltenes Glück märchenhafte Reichthümer zusammengebracht worden und Familien entstanden sind, die halbe Millionen besaßen. Diesen obern Lechthalern hat nämlich die Natur ein eigenes Talent für den Schnittwaarenhandel verliehen, und darauf vertrauend gingen sie, oft ohne lesen oder schreiben zu können, dem Lauf der Wasser nach, kamen am Rhein hinunter bis Holland und schifften bis Neu-York, thaten sich überall hervor, errichteten überall ihre Lager, erwarben Hunderttausende, und kehrten ehemals mit den Ducatensäcken, wie die reichen Gröbner und die Engadeiner, wieder ins grüne Wiesenthal zurück, um dort ihre alten Tage zu verleben und auf dem Friedhose der Heimath bei ihren Vätern einzugehen in die ewige Ruhe. So entstanden weit hinten im Gebirge auf grünen, offenen Fluren, zu denen der Zugang durch unscheinbare Alpenhörschen führt, jene prächtigen Häuser, jene stattlichen Gassen, die dem Fremden, der da nichts mehr als Sennhütten erwartet, so überraschend entgentreten. Nach landesüblichem Gebrauche spricht man nur von Elbigentalp und Holzgau, aber dieses sind Gesamtnamen für eine Unzahl kleinerer oder größerer Häuserhaufen, die rasch aufeinanderfolgend unter den Einheimischen wieder wie die Gassen einer Stadt alle ihre eigenen Namen führen. Die Zahl der Insassen mag etwa dritthalbtausend Seelen betragen, welche in sechshundert Häusern wohnen. In etlichen wenigen walten noch

die alten reichen Herren, die beim Abendtrunk von Neu-York und Baltimore erzählen, wo sie ihre Lehrjahre zugebracht, und dabei gelegentlich holländisch, französisch und englisch sprechen. Sie sind ein Bild vergangener Tage, denn die Herrlichkeit der Lechthaler ist im Abnehmen. Die jüngern Söhne, die in den Niederlanden oder jenseits des Oceans zu eigenem Hauswesen gekommen, haben die Gewohnheit der Wiederkehr vergessen und sind in der Heimath fast verschollen. Deswegen wird der alte Reichthum nicht mehr aufgefrischt, und anderseits fehlt's auch nicht an Gelegenheiten, wo er sich zerbröckelt. Ehemals wollte nämlich ein Lechthaler nur eine Lechthalerin heirathen und umgekehrt, aber als die jungen Männer aus dem Auslande nicht mehr heimkamen, legten die Mädchen des Thales ihr Vorurtheil ab, und nun mehren sich die Fälle, wo österreichische und bayerische Beamte und praktische Aerzte die blonden Erbinnen von Elbigenalp und Holzgau als glückliche Gattinnen aus dem Gebirge herausholen, in die weite Welt führen und den verstaubten atlantischen Schätzen ein neues Feld eröffnen. Gleichwohl ist in diesen Dörfern noch immer ein überraschender Wohlstand zu finden, der sich an Feiertagen in der Pracht der Kleider, in den festlichen Mahlzeiten, in der Fastnacht durch großartige Maskenzüge kund gibt, dessen Fortdauer aber auch durch den regen Fleiß und das sparsame Leben an den Werktagen hinlänglich gesichert scheint.

Elbigenalp war in seinen ersten Zeiten nach St. Mang zu Füßen eingepfarrt. Das Stift sandte zur Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen einen Priester ab, der den Melplern die Messe las und darnach wieder heimkehrte. Dieß dauerte so lange bis sich ein ständiger Pfarrer hier oben niederließ, was aber gewiß schon im vierzehnten Jahrhundert geschehen war. Das Dorf ist also nicht von gestern

her und hat darum auch seine Alterthümer, nämlich zwei Kirchen auf seinem Friedhose, wovon selbst die jüngere, die jetzige Pfarrkirche, mit spitzigem rothem Kirchturm schon ehrwürdig ist, während die andere, St. Martin geweiht, ehemals Pfarrkirche, für die älteste im Thale gilt. Sie war 1459 schon einer Ausbesserung bedürftig. Der alte Tauffstein von 1411 mit seiner schwer zu enträthselnden Inschrift, der jetzt in der Hauptkirche zu sehen, stand ehemals wahrscheinlich in diesem ältern Gotteshause.

Elbigenalp hat schon viele tüchtige Leute hervorgebracht. Wir nennen zuerst einen Bekannten, den Herrn Anton Falger, der da im vorigen Jahrhundert geboren, im Jahre 1808 nach München kam, mit dem bayerischen Heere die Feldzüge von 1813 und 1814 durchmachte, damals auch Paris betrachtete und später bei der bayerischen Steuerkataster-Commission Graveur wurde. Von 1819 bis 1821 hielt er sich zu Weimar auf, bei der Lithographie für das Bertuch'sche Institut beschäftigt, im Jahre 1832 aber ging er dem Brauch der Väter getreu nach Elbigenalp zurück, um dort seine Tage zu beschließen. Er hat eine stattliche Lechthalerin zur Frau genommen und besitzt in seinem Dorfe zwei schöne Häuser, wovon das eine blaßblau getünchte, welches er bewohnt, mit seiner eleganten Haltung und dem Biergärtchen vor dem Eingange ein villenartiges Ansehen hat. Weil er die Kraft seiner Jugend dem Auslande gewidmet, so will er wenigstens seine spätern Jahre dem Vaterlande, zunächst dem Thale weihen, in dem er das Licht der Welt erblickt. Er wirkt da ungestört von aller Nebenbuhlerschaft für die ästhetische Erziehung der Lechthaler, und sein Haus selbst scheint ein Museum, eine kleine Akademie lechthälischer Künste und Wissenschaften. Hr. Falger hat viele architektonische Bilder und mehrere Karten gestochen, welche letztere zwar nicht ganz angenehm

ins Auge fallen, aber sich durch Genauigkeit auszeichnen. Als Zeichner hat er vieles aus seiner Nachbarschaft aufgenommen, und wenn eine der umliegenden Kirchen ein Gemälde braucht, so ist es Hr. Anton Falger, der es umsonst verfertigt. Eine Lieblingsaufgabe scheinen ihm Todtentänze für Kirchhöfe zu sein, wenigstens habe ich deren auf der Pilgerschaft durchs Lechthal mehrere von seiner Hand gesehen. Sein theures München, in dem er so schöne Tage erlebt, wird dabei gerne im Hintergrunde aufgemalt, als eine Stadt, von welcher es schwer zu scheiden, sei's nun lebend oder todt. So habe ich zu Elmen auf dem Kirchhofe eine hübsche Bürgerstochter mit der Nieselhaube und dem silbernen Schnürmieder erblickt, welcher der tänzelnde Tod auf seiner Geige ein schauerliches Lied vorspielt, während sie ihn bittet:

Laß mich noch leben in der Stadt,
Wo man so viel Vergnügen hat.

Die Stadt aber, wo man so viel Vergnügen hat, ist keine andere als jenes München an der Isar, wie es die beiden dicken Frauenthürme und die Theatiner und der Petersthurm unwidersprechlich darthun.

Außerdem verwaltet Hr. Falger auch die Historie seines Thales. Er hat bis jetzt in vier Hefen alles zusammen getragen, was er darüber aus mündlichen und schriftlichen Quellen erheben konnte. Auf diese Sammlungen setzte er seinen Namen und schrieb mit bescheidenem Humor dazu: Früher Graveur, jetzt Bauer zu Elbigenalp. Nach seinem Tode sollen diese Schriften der Gemeinde übergeben werden. Hr. Falger hat bei seinen Arbeiten insbesondere viele Mühe darauf gewendet die Auswanderung aus dem Lechthal von ihren Anfängen an historisch darzustellen. Er besitzt eine Aufzählung der im Jahre 1699 in die Fremde

gegangenen Maurer, welche besagt, daß es deren schon damals 644 waren. Maurerei scheint also der erste Erwerbszweig der Emigration gewesen zu sein und diese sich erst später auf feinere Geschäfte geworfen zu haben. Seit Menschengedenken war sie nun, wie schon oben bemerkt, hauptsächlich auf den Schnittwaarenhandel gerichtet, und es haben sich damit, nach Hrn. Falgers Zusammenstellung, in dem Zeitraum von 1780 bis 1820 an dreihundert Personen unter 156 Firmen beschäftigt. Mehrere dieser Betriebsamen sind, wie schon erwähnt, bis nach Amerika gekommen. Christian Sprenger von Untergieblen z. B. lebt noch heutzutage als der Herr eines der größten Handlungshäuser in Neu-York. Ein Sohn seiner Schwester, Josef Anton Schnöller, der mit ihm 1811 über den Ocean geschifft, ist gegenwärtig ebendasselbst Stadtpfarrer.

Indessen haben die Lechthaler nicht allein in der neuen Welt gewirkt, sondern auch unser altes Europa hat ihnen manchen Ehrenmann zu verdanken und sogar einen künstlerischen Namen von hohem Ansehen, nämlich den Maler Josef Koch. Dieser ist zu Obergieblen am 27. Julius 1768 — nach andern 1770 — geboren, in einem Häuschen, das ich gleichwohl nicht genau erfragen konnte, denn die Obergiebler scheinen von der spätern Berühmtheit ihres Landsmannes nur sehr spärliche, bald wieder verschollene Nachrichten eingezogen zu haben. Kochs Vater war von Leermoos gebürtig, ein armer Citronenhändler, der eines Tages auf der Wanderschaft zu Coblenz eine wohlgestalte und gut erzogene Rheinländerin erheirathete. Später ließ er sich zu Obergieblen nieder und lebte da mit eilf Kindern behaftet in großer Dürftigkeit. Der junge Genius, von dem die Rede, besuchte die Schule zu Elbigentalp und fiel dem Lehrer, der ein ehemaliger Waldbruder war, bald dadurch auf, daß er alle seine Schulpapiere mit Gestalten

überzog. Später, als Blasius Huber, der berühmte Bauer von Persus, das Lechthal aufnahm, wurde Joseph Koch, damals neun Jahre alt, sein emsiger Gehilfe. Freilich mußte er darnach wieder Schäfer werden, aber auch am Krabach, wo er seine Herde hütete, fuhr er fort in Rinde und Sand zu zeichnen. 1782 brachte ihn seine Mutter nach Dillingen, um ihn dort studiren zu lassen. Von da kam er nach Augsburg, wo der Weihbischof von Umgelder sein Beschützer wurde. Dieser sandte ihn zur weiteren Ausbildung nach Stuttgart in die Karlschule, wo er bis 1792 verblieb. Es gefiel ihm aber nicht sonderlich in jener berühmten Akademie. Er wurde als Gehilfe zur Theatermalerei und andern ähnlichen Arbeiten verwendet, die ihm wenig behagten. Auch unter den Lehrern war keine Einigkeit mehr, da die einen die Ideen, die damals von Frankreich herüberkamen, mit Begeisterung aufnahmen, die andern sie mit Widerwillen verwarfen.

Koch sehnte sich aus der Akademie heraus und da er um Entlassung nicht bitten wollte, weil er sie doch nicht erhalten hätte, so entfloß er heimlich und ging nach Straßburg. Er hatte diese Stadt schon vorher in den Ferien besucht und einige Freunde gewonnen, die ihm nun sehr herzlich entgegenkamen. Auf der Rheinbrücke schnitt er sich den statutenmäßigen Haarzopf ab und sandte ihn durch Post an die Akademie.

Aber das damalige Leben in Straßburg wollte dem jungen Lechthaler auch nicht gefallen. Seine Freunde waren alle Jacobiner und wurden ihm täglich unerträglicher. Er ging wieder davon und zwar im Herbst 1793 nach Basel.

Etwas später lernte er in Neuchâtel einen Engländer kennen, Dr. Nott, der sich von da nach Neapel begab und bald auch seinen jungen Freund dahin beschied. Dieser folgte unverzüglich, wanderte im Winter zu Fuß über den

Gotthard und eilte ohne Aufenthalt in jene herrlichen Gefilde.

Drei Monate später begab er sich nach Rom, wo ihm eines Tages Lord N., ein anglikanischer Bischof, begegnete, den er einmal bei seinem Gönner gesehen hatte. Dieser fragte, ob er nicht derjenige sei, der für Dr. Rott gearbeitet habe. Als dieß Koch bejahte, fragte der Bischof weiter, ob er nicht auch für ihn zu malen Lust hätte. Der junge Künstler ging auf den Antrag gerne ein und hatte wohl anhaltende Bestellungen zu hoffen, allein Se. Lordschafft war täglich betrunken und da auch die Dienerschaft mit dem ehrlichen Deutschen unehrlichen Handel treiben wollte, so brach dieser die Verbindung wieder ab.

Damals ging Josef Koch täglich mit dem Holzsteiner Karstens und dem Stuttgarter Wächter um. Er bekennt von beiden Künstlern viel gelernt zu haben. Ein paar Jahre wohnte er auch mit Thorwaldsen zusammen.

Im Jahr 1805 nahm er ein italienisches Mädchen, Cassandra Kanaldi von Olevano zur Frau. Unter dem französischen Regiment in Rom fühlte er sich aber immer unbehaglicher. Die Hinrichtung seines Landsmannes, Andreas Hofer, erfüllte ihn mit Erbitterung. So beschloß er Rom zu verlassen und begab sich 1812 mit seiner Familie nach Wien. Dort blieb er bis zum großen Congresse im Jahre 1816.

Aber seine Arbeiten wollten in Wien keinen Anklang finden; es mangelte an Bestellungen. Es war ihm nicht gegeben, mit dem Portefeuille herumzulaufen und sich und seine Zeichnungen zu empfehlen.

In Wien verkehrte er übrigens viel mit Friedrich von Schlegel und den beiden Humboldt. Als der Frieden abgeschlossen war, ging er nach Rom zurück, wo er am 12. Jänner 1839 starb.

In Rom lebte der Künstler ganz seiner Kunst. Von früh bis spät saß er, mit dem Pfeifchen im Munde, vor der Staffelei oder beim Zeichnungstische. Abends ging er etwas lustwandeln und setzte sich dann für ein Stündchen in einen Künstlerkreis.

Roch war ein sehr unterrichteter Mann; nebst dem Italienischen sprach er das Französische ganz geläufig. Die heilige Schrift und Dante begeisterten und nährten ihn vor allen andern Büchern. Die Divina Commedia lag meistens aufgeschlagen auf dem Tische; mehr als dreißigmal hatte er sie durchstudirt, und immer Neues gefunden. Bemerkenswerth ist, daß auch der alte P. Kochem bei ihm in hohen Ehren stand.

Einmal, im Jahre 1834, trat er auch als Schriftsteller auf und schrieb eine sehr sarkastische Broschüre: „Moderne Kunstchronik oder die Rumfordische Suppe.“

Er lebte höchst einfach und sparsam, konnte aber doch nie etwas erübrigen, ja in seinem höhern Alter hat er mit seiner Frau und drei Kindern eher Noth gelitten, bis ihm Kaiser Ferdinand eine Pension von jährlichen sechshundert Gulden bestimmte, welche der müde Greis aber nicht mehr lange genießen konnte. Die Tochter heirathete in den dreißiger Jahren einen talentvollen Maler aus Bayern, Hrn. Michael Wittmer. Als ich 1836, aus Athen zurückkehrend, diesen in seinem Atelier zu Rom besuchte, kam ein gebücktes, altersschwaches Männchen herein, dessen Augen aber noch geistvoll leuchteten. Es begann zuerst die Arbeit seines Schwiegersohnes, so weit sie an diesem Morgen erstanden war, wohlwollend zu kritisiren und nachdem es damit zu Ende, fragte es, wo ich herkomme, und wo ich hingehe, redete auch längere Zeit mit mir, anspruchslos, aber witzig und satyrisch, nach seiner Art. Drei Jahre darnach war es schon in die andere Welt gegangen.

Josef Koch hat sehr viel gezeichnet und radirt, auch viele Bilder gemalt. Seine Erzeugnisse sind in die weite Welt zerstreut worden. Das Museum zu Innsbruck bewahrt vier seiner Meisterwerke, Booz und Ruth, Macbeth und die Hexen, Apollo unter den Hirten und den Tiroler Landsturm, eine Allegorie auf den Krieg von 1809, voll schlagender, ursprünglicher Gedanken. Dieses Bild hatte der Minister von Stein bestellt; er gab es aber wieder zurück, weil er es größer zu haben wünschte.

Ein andrer namhafter Lechthaler war Josef Anton Lumpert, Hrn. Falgers Oheim, der im Jahre 1757 zu Köglen bei Elbigenalp geboren, im Jahr 1837 als wirklicher Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien verstorben ist. Man rühmt den reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, den hellen Verstand, den immer geraden und festen Charakter dieses Mannes. Ihm zu Ehren haben die Wiener eine Gasse ihrer Stadt die Lumpertsgasse benannt. Auch noch andere Lechthaler werden angeführt als Würdenträger in der Kirche, als Lehrer an höhern Anstalten, als Beamte; doch würde es zu weit führen hier alle ihre Verdienste aufzuzählen.

Auf Hrn. Falger zurückkommend, bemerken wir noch, daß er auch der Naturgeschichte vielen Fleiß widmet. Er hat ein Zimmer seines Hauses für derartige Sammlungen bestimmt, und es finden sich dort Mineralien, Versteinerungen, Conchylien und andere einschlägige Gegenstände in reicher Zahl. Nebenbei wird man auch durch eine Münzsammlung überrascht. An den Wänden hängen eine Menge Zeichnungen und Gemälde verschiedenen Inhalts. Als beisteigenswerthe Höhe in der Nachbarschaft rühmt Hr. Falger den Wetterspiz, der bei Holzgau liegt. Der Wetterspiz erhebt sich 8829 Wiener Fuß über das Meer und bietet eine unermessliche Aussicht. Doch bemerkt Hr. Falger,

der Weg sei rauh und man müsse „gut gestiefeliret“ sein, um nicht mit nackten Füßen wieder zurückzukommen. Er selbst hat den Berg schon mehreremale bestiegen.

Es ist eine sehr befriedigende Wahrnehmung, daß Männer wie Hr. Falger, die sich der Erforschung und Aufbewahrung heimischer Memorabilien widmen, in den tirolischen Thälern nicht selten sind. Freilich fehlt noch viel, daß jedes Thal seinen Sammler hätte, aber es scheint nur an der Ueberzeugung zu gebrechen, daß diese nächstliegenden Dinge erheblich genug seien, um sich anhaltend mit ihnen zu beschäftigen. Keine Zeit hat aber den bewahrenden Griffel nothwendiger gehabt, als die gegenwärtige, wo das alte Volksleben theils von selbst abstirbt, theils mit Gewalt zu Grunde gerichtet wird. Es scheint ein dunkles Bewußtsein vorzuwalten, daß der tirolische Bauer bestimmt sei, noch im Laufe dieses Jahrhunderts als ein ganz anderer dazustehen, als er im vorigen war. Daher mag's kommen, daß die meisten dieser Thalschriftsteller in den letzten dreißig Jahren aufgestanden sind, gerade noch zur rechten Zeit, um der früheren Zustände eingedenk sein zu können. Für Sitten und Gebräuche, Sagen und Meinungen, für das allgemeine Costüm der Lebensweise werden ihre Arbeiten in kommenden Jahren unentbehrliche Quellen sein.

Der Weg von Elbigenalp nach Holzgau oder Lechthalerisch zu reden: in die Holzgäu, zieht wechselreich an Häusern, Mühlen, Capellen, Gärten und Feldern vorüber. Hie und da öffnet sich ein Seitenthal, aus welchem weiße Gebäude glänzen und ein rauschender Bach strömt. Links und rechts stehen hohe Berge, über welche beschneite Hörner herüberblicken. Um Holzgau herum zeigt sich viel Feldbau, freilich was Getreide betrifft, bei weitem nicht zureichend für den Bedarf, so wenig als anderswo im Lechthal, dessen

Haupterzeugniß sonst der Flachß ist. Die schönen Häuser liegen wie zu Elbigenalp in kleinen Weilern zerstreut umher. Auch hier wie dort stehen auf dem erhabenen Friedhofe zwei Kirchen verschiedenen Alters neben einander. In der jüngern, aber größern, der jetzigen Pfarrkirche, ist ein Gemälde aufgehängt zum Andenken an die Bußpredigten, welche die Liguorianer im Jahre 1841 hier gehalten haben. Die lieblichen Lechthalerinnen, prunkend im Sonntagstaate, sind da knieend mit Büssermienen verewigt, die ihren Reizen keinen Eintrag thun. Ein junger, bleicher, anziehender Liguorianer predigt voll heiligen Eifers den schönen Sünderinnen Befebrung. Es scheint fast eine Schalkheit des Malers, daß er gerade die Mädchen dem Jüngling gegenübergestellt. — Außerhalb an der Kirche finden sich zwei schöne Grabsteine, welche der in seinem Vaterland geschätzte Bildhauer Reinalter zu Bozen gemeißelt hat. Sie sind zum Andenken der Gebrüder Ignaz Anton und Franz Schueler, welche sich als Handelsleute zu Amsterdam große Reichthümer gesammelt hatten und zu Holzgau, in ihrem Geburtsorte, gestorben sind.

Die Holzgauer gelten für noch wohlhabender als die Elbigenalper. Vor fünf Jahren starb der reichste von ihnen, Georg Huber, dessen Vermögen aber von den Wirthshausgästen nicht genau geschätzt werden konnte. Aus dem Fenster zeigte man ein schönes, etwas angewittertes Haus, das der Jungfrau Elisabeth Maldoner gehört, welche jetzt als die vermöglichste Person in Holzgau angesehen wird und mehrere hunderttausend Gulden besitzen soll.

Von Holzgau bis Steg, dem letzten Dorfe in der Ebene des Lechthales, führt der Weg durch schroffe Wände hin, die das brauchbare Erdreich sehr beengen. Schön ist der Fall des tosenden Schreiterbaches, der an einer zur Linken gelegenen steilen Halde herunterstürzt.

Zu Steg nahm ich damals meine Nachtherberge in einem sehr guten Wirthshause. Man tischte mir Forellen auf, vortreffliche Forellen aus dem Lech, der vor den Fenstern brauste. Diese zarten Fischchen finden sich fast in allen tirolischen Alpenbächen und sind eine höchst dankenswerthe Gottesgabe in den unbesuchten Bergthälern, denn wenn aller Fleischvorrath ausgegangen ist, so trifft der müde Wanderer in der schlichtesten Herberge noch frische Forellen und genießt dabei obendrein den Vortheil, sie nicht als Leckerbissen, sondern nur als Hausmannskost bezahlen zu müssen.

Von den Lechthalern im Allgemeinen zu sprechen, so sind dieselben schwäbischer Abkunft und reden daher auch einen schwäbischen Dialekt, der indessen dem bayerischen schon viel näher liegt als der allgäuische. Im Vergleich zu dem schwäbischen am Lechrain und bei Rempten klingt er ziemlich rauh und hart. Es fehlt ihm nicht an Eigenthümlichkeiten, sowohl grammatischen als lexikalischen. Für Vater und Mutter z. B. wird wie im Bregenzertwalde *Atte* und *Omme* gebraucht, und für gegangen, geschossen, gefessen sagt man mit unerlaubter Analogie: *gegangen*, *geschosft*, *gefesft* u. s. w. Die Thalsole am Lech weist von Neute bis Steg nur deutsche Ortsnamen, auf dem Gebirge dagegen finden sich auch romanische. Bei der Zähigkeit, mit welcher diese vordeutschen Namen an Grund und Boden haften, ist es ein ziemlich sicherer Schluß, daß da, wo jetzt keine mehr zu finden, auch in alten Zeiten keine waren. Nun kömmt aber die Erscheinung, daß die Höhen mit vordeutschen, die Niederungen dagegen mit deutschen Namen besetzt sind, noch an mehreren Stellen vor, immer jedoch, wie im Paznaun, im Dexthale, in Verbindung mit der Sage, daß der Thalgrund See gewesen. Wir können diese Analogie wohl ohne Gefahr auch auf das Lechthal

ausdehnen und wie an andern Orten behaupten, daß die Ebene erst zugänglich geworden, als die Deutschen in das Land drangen. Daraus ergibt sich denn der Satz, daß die Bewohner der am Bach gelegenen Orte auf einem Boden sich niedergelassen haben, der früher keine Ansiedler hatte, während die Hirten von Madau, Gramais, Bschlabs u. s. w. in ursprünglich romanischen Dörfern sitzen.

Die Männer im Lechthale führen keine Bauertracht mehr, sondern kleiden sich wie die Bürger in den Städten. Die Frauen haben da nicht ganz gleichen Schritt gehalten, vielmehr sich ihre eigenen Moden geschaffen, die indessen bis auf Weniges ziemlich neuen Ursprungs scheinen. Die reichern Weiber tragen, wie noch manche Bürgerfrau im übrigen Tirol, einen langhaarigen Männerhut, die „minderen“ eine Art Bärenmütze. Der Wohlstand bricht sowohl in den kostbaren Stoffen zu Tage aus, als auch in dem reichen Geschmeide, in goldenen Brustketten, Ohrgehängen, Sackuhren, Fingerringen.

Die Manieren der Lechthaler schienen mir sehr lobenswerth. Ich fand auf den Wegen, in den Häusern, wo ich des öfter einfallenden Regens wegen unterstand, und in den Herbergen eine körnige Freundlichkeit, viele Freude an dem Fremden, die volle gebirglerische Neugier, im Ganzen ein höchst gefälliges Wesen. Zu diesen Bemerkungen bin ich freilich nur unter den mittlern Leuten gekommen, denn mit den lechthalischen Geldfürsten führte mich mein Stern nicht zusammen. In der Nachbarschaft sind indeß die Herren Bauern von Elbingenalp und Holzgau nicht besonders beliebt. Zumal in Neute gelten sie als spröde und geldstolz. Die Lechthaler wissen dieß auch, machen sich aber nicht viel daraus. Herr, sagte mir ein Gesprächsfreund, was kümmert uns das! Kommen wir hinab, so können wir immer noch fragen, was kostet ganz

Reute? Dieses Bewußtsein des eigenen Werthes hat die Lechthaler schon lange zu dem Wunsche geführt, sich unabhängig von Reute und ein eigenes Landgericht zu Elbigentalp zu sehen. Sie wollen dazu auch eine historische Berechtigung haben, denn bei dem Weiler Seesumpf, zwischen Elbigentalp und Holzgau, stand ehemals ein schloßartiges Gebäude, der Dingstuhl genannt, wo in grauer Vorzeit für das ganze Lechthal Gericht gehalten wurde.

Die Wanderzüge und Heimsfahrten der Lechthaler sind also schon vor geraumer Zeit abgekommen. Da sich nun der Wohlstand durch gewinnreiche Unternehmungen im Auslande nicht mehr erhöhen läßt, so ist der Eifer, ihn durch Feldbau und Viehzucht wenigstens zu erhalten, nur desto größer. So führt denn jetzt der reiche Lechthaler ein eben so mühevolleres Leben wie der arme. Er erklimmt mit seinen Steigeisen die höchsten Berge und bleibt Tag und Nacht auf seinen Mähdern, um das Futter zu sammeln, das ihm während dieser Zeit auch als erwärmende Liegerstätte dient. Dabei nährt er sich mit einem Brei von Ziegenmilch oder noch einfacher mit Käse und Brod, und trinkt frisches Bergwasser dazu. So ist derselbe Reiche auch unten im Thale vor Anbruch des Tages auf seinem Acker und bleibt bis zum späten Abend bei der Arbeit. Er düngt, säet und mäht selber. Auch im werktäglichen Haushalt zeigt sich kein Unterschied zwischen Reich und Arm. Milch und Erdäpfel, zuweilen geräuchertes Rindfleisch, ist die gleiche Speise der Wohlhabenden und der Dürftigen; von feinern Lebensgenüssen haben sie sich nur den Kaffeeeigen gemacht.

Die unverwüßliche Heimathsliebe der alten Lechthaler ist wie die der Gröbner und der Engadeiner schon vielfach bewundert worden. Es verrieth in der That eine eigene Kraft der Entfagung, wenn der holländische Handels-

mann nach langen Jahren zu Elbigenalp oder Holzgau angekommen, allen Freuden der großen Welt den Abschied gab, und wieder ganz ein Lechthaler wurde, wenn er seinen Amsterdamer Surtout von sich warf und in den häuslichen Wollkittel schlüpfte, um mit der weißen Schlafmütze auf dem Haupte und der Thonpfeife im Munde den Rest seiner Tage daheim zu verdämmern, sei's nun am Ofen sitzend oder im angestammten Gärtchen leisen Trittes lustwandelnd und über die Stacketen auf die Fluren schauend, in denen er als Knabe gespielt. Dieser stille, idyllische Spätherbst des Lebens entwickelt zumal für den, der ihn mit den Augen eines Großstädtlers betrachtet, seinen eigenen poetischen Reiz; die Nachbarn im Gebirge, insbesondere die Gebildeten, haben aber eine ganz verschiedene Ansicht der Sache aufgestellt. Nach ihrer Meinung gereicht es den Lechthalern lediglich zum Vorwurf, daß sie nach einem Leben, dessen schönster Theil auf den großen Weltmärkten dahingegangen, sich in die dumpfe Stille ihrer Dörfer zurückzogen, um dort ohne alle Anregung, ohne stärkende Geselligkeit, ohne Bildungsmittel in ruhiger Verschollenheit abzuwelken. Es ist richtig, daß nicht alle, oder vielleicht die wenigsten, wie Hr. Falger zu Elbigenalp, sich geistige Schätze erworben hatten, die sie nützlich anlegen und mit deren Pflege sie sich würdevoll beschäftigen konnten. Indessen ist dabei zu bedenken, daß in einem Leben, während dessen sich der mitgegebene Mutterpfennig oft in hunderttausend Gulden umwandelte, auch nicht viel Zeit übrig blieb, um nebenher noch für standesgemäße geistige Erwerbungen zu sorgen. Wollen wir daher den wenigen alten Herren ihre Ruhe und ihren Frieden neidlos gönnen und nur Gutes reden von denen, die dahingegangen.

Volkslieder lassen sich im Lechthal selten hören, denn

die Lechthaler sind nicht fangeslustig. Für das Kirchweihfest werden wenige Ausgaben gemacht und es geht ziemlich still vorüber; sehr beliebt dagegen sind die Faschingsbelustigungen mit Mummerei und Tanz. Die langen Maskenzüge, welche die Elbigenalper in den Jahren 1829, 1849 und 1868 aufführten, hat Hr. Falger sogar in Kupfer gestochen.

Im December vorigen Jahres habe ich auch an Hrn. Falger geschrieben und ihn gebeten, mir freundlich anzugeben, was an meiner Schilderung des Lechthales etwa zu verbessern oder ihr zuzusetzen wäre. Hr. Falger, der 1791 geboren und jetzt also achtzig Jahre alt ist, erwiederte sofort eigenhändig und theilte mir mehrere Bemerkungen mit, die ich hier in bunter Reihe folgen lasse:

„Die meisten Lechthaler Händler, die ehemals ins Ausland gingen, hatten gar schlechten Schulunterricht genossen, weil früher Lesen, Schreiben und Rechnen etwas Seltenes war. Mein Schwiegervater hat auch erst in Westphalen in nächtlichen Stunden schreiben und rechnen gelernt, sich aber doch bei 40,000 fl. erworben. Uebrigens war er auch sehr fleißig und sparsam.“

Ferner warnt Hr. Falger, das Bernhardtsthal ja nicht wieder zu vergessen. Dieses liege ganz nahe bei Elbigenalp und sei eine sehr sehenswerthe Klamm mit einem Wasserfall und ganz wunderlichen Schichtungen des Felsens. Eine Stunde weiter komme man auf eine Alpe, welche schöne Versteinerungen biete. Im Jahre 1850 habe der König von Sachsen, Friedrich August II., das Bernhardtsthal besucht und auch unsre Münchner Geognosten, wie Hr. Gumbel, Schaffhäutl und Winkler, hätten sich dort schon fleißig umgesehen.

Hr. Falger war auch so gefällig, mir einen Auszug aus seiner Chronik des Lechthals zu übersenden. Die Ereignisse, welche dieses Jahrbuch berichtet, sind allerdings nur gewöhnlicher Art, wie Hungersnoth und Pest, Ueberschwemmungen, Bergstürze und Lavinen; in den letzten Jahrhunderten auch Stiftungen für Kirche und Schule. Zum Jahre 1809 bemerkt Hr. Falger, der bekannt-

lich etwas Bavaromane ist: „Revolution in Tirol. Das Lechthal mußte sieben Compagnien stellen, von 18 bis 60 Jahren alles zum Dienst. Die Ordnung war ganz schlecht und alles für nichts, nur Schulden und Unehre gemacht.“

Als hohe Ankömmlinge werden erwähnt im Jahr 1850 der König von Sachsen, der schon oben aufgeführt, im Jahre 1856 der Erzherzog Karl Ludwig, damals Statthalter von Tirol, welchem in Elbigenalp die älteren und neueren Trachten des Lechthals vorgestellt wurden, und im Jahre 1867 König Ludwig II., Königin Mutter Maria und Prinz Otto von Bayern. Die bayerischen Herrschaften kamen gerade recht zum großen Herbstmarkte, der zu Elbigenalp am 23. September jedes Jahres abgehalten wird, und der alte Hr. Falger war über den Besuch, den sie ihm in seinem Hause abstatteten, so erfreut, daß er zur ewigen Erinnerung eine Kupferplatte stach und abdrucken ließ, welche oben das Bild des jungen Königs, unten aber den Herbstmarkt zu Elbigenalp darstellt.

Hr. Falger hat seit fast vierzig Jahren in Elbigenalp unentgeltlich eine Zeichnungsschule gehalten und als Anerkennung seines löblichen Strebens vom Kaiser das goldene Verdienstkreuz empfangen. In dieser Schule hat auch Anna Knittel ihren ersten Unterricht genossen, eine Lechthalerin, die als Mädchen zweimal ein Adlernest aushob, sich früh der Kunst zuwendete, manch gelungenes Bildniß malte und jetzt als Gattin des Hrn. Formator Stainer in Innsbruck lebt.

Aus Falgers Aufenthalt in Weimar wäre noch zu erinnern, daß er dort auch mit Goethe bekannt wurde, der ihn Bd. 36, S. 158 der sämtlichen Werke rühmend erwähnt. Falger fertigte damals viele Kupferblätter zu dem Palmenwerke, welches K. F. v. Martius herausgab, und diese seine Arbeiten errangen den vollen Beifall seines hohen Gönners.

Im vorigen Jahre hatte der brave Mann leider noch den Verlust seiner Gattin zu beklagen, welche 71 Jahre alt in seinen Armen verschied.

Die deutschen Ortsnamen im Lechthal erklären sich zum großen Theil selbst, wie Reute, Binswang, Weißenbach, Holzgau, Steg u. s. w. Einzelne scheinen aus alten Mannsnamen, die zu Hofnamen geworden, hervorgegangen zu sein, wie Sieblen von Gebilo, Gebhard, Rüglen von Cogilo, Gotger, Heselgehr von Gero, Gerhard, Sohn des Hezilo, Heinrich (vergl. meine Oberdeutschen Familiennamen S. 78). Auch Elmen wohl von Elmo, Agilmund und Elbigenalp, früher Albigenalp, von Albico, Roseform von Albo, Adalbert. Pfafflar, jedenfalls ein sehr alter Name, der ins siebente oder sechste Jahrhundert hinaufgehen mag, soll, wie die enchorischen Etymologen behaupten, so viel bedeuten als pfaffenleer und sei der Name daher entstanden, daß erst sehr spät ein Geistlicher an den Ort gesetzt worden. Andere werden umgekehrt Pfafflar gerade als Pfaffenstz erklären, wenn nämlich lar mit *ahd. gilari, mansio*, zusammenhängt; andere endlich mit Förstemann zwar lar für leer nehmen, aber nicht ein pfaffenleer, sondern ein Pfaffenöb in dem Namen finden. Der Fern, früher Bernberg, mag der Berg der Frachtleute sein, denn *Ver, Ferge* bedeutete nicht nur einen Schiffmann, sondern auch einen Fuhrmann, oder, was hier zutrifft, einen Säumer.

Während die Namen im Thale alle deutsch sind, finden sich auf den Höhen eine große Zahl romanischer, namentlich auf den südlichen Gebirgen, z. B. *Almajur, alpe major, Alpeil, alpella, Alparschon, alpaccione, Bschlabs, pos l'aves*, hinter den Wässern, *Fallerschein, val ursina, Parsal, pratesello Parzin, pratesino, Parfeier, pra de sura* u. s. w. *Ramles, in ampoles?* bei den Himbeeren? *Grameis* möchte aus *calamosa, clamosa, cramosa* entstanden sein. *Kalmen, (prà de) calamo. Madau, monte d'aua, aqua?* Der Tauern und der Turnelle bei Reute sind wohl auch nichts andres als *torre, torrignella*.

In einer „Culturstizze des tirolischen Lechgaus“ (Westerr. Revue, I. Bd. 238) sagt Schneller, das romanische Element werde dort unverkennbar durch manche Ortsnamen bewiesen, welche in Tirol überhaupt schwerlich noch alle — und hier schon gar nicht! — mit Dr. Steub in München als etruskische anzunehmen, vielmehr wenigstens theilweise mit P. Rufinatscha in Meran als

romanische zu deuten seien. Aus diesen Worten entnehme ich leider, daß mein lieber Freund im Jahre 1864 die zehn Jahre vorher erschienene Schrift „Zur rhätischen Ethnologie“ auch noch nicht gekannt hat, denn ihr Zweck war ja hauptsächlich, das romanische Element in alle seine, durch meine frühere Etruscomanie verletzten Rechte wieder einzusetzen, wie denn auch Seite 140 eine ziemliche Anzahl lechthälicher Namen romanisch erklärt wird.

Falger kommt von falgen, zum zweitenmale adern. (S. Schmeller und Grimm.)
